

Richard Münch

Die Geisteswissenschaften im Sog des akademischen Kapitalismus¹

In der Mediengesellschaft existiert nur das, was durch mediale Inszenierung auf sich aufmerksam machen kann. Diesem Zweck sollte das 2007 ausgerufene „Jahr der Geisteswissenschaften“ dienen. Mit einer groß angelegten Public-Relations-Aktion wollte man daran erinnern, dass die Geisteswissenschaften auch in einer von Naturwissenschaft, Technik und Ökonomie beherrschten Welt ihre Daseinsberechtigung haben. Dass eine solche Kampagne überhaupt für notwendig gehalten wurde, ist allerdings schon ein Beweis dafür, in welchem Maße diese Fächer ihre historisch gewachsene, selbstverständliche Legitimität verloren haben. In der Welt des globalen „Benchmarking“ müssen alle gesellschaftlichen Institutionen und Praktiken beweisen, dass sie die Wettbewerbsfähigkeit eines Landes zu steigern helfen. Somit wurden also auch die Geisteswissenschaften in den Sog des akademischen Kapitalismus gerissen.

Zur Verteidigung der Geisteswissenschaften wird allerdings traditionell darauf verwiesen, dass ihr Zweck sich nicht in den Kategorien der Wettbewerbsfähigkeit und der Rendite erschöpfe. Sie hätten einen Wert an sich und müssten anhand der ihnen eigenen Maßstäbe beurteilt werden. Dabei haben ihre Fürsprecher diejenigen Werte und Kriterien im Sinn, die die Geisteswissenschaften in Deutschland wie in keinem anderen Land der Welt zu Disziplinen mit einer eigenen Wahrheit und Methodik gemacht haben. Während in Großbritannien und Frankreich Sprache, Literatur und Geschichte als *lettres, arts, histoire* oder *history* über den engen Bereich des Lehrerberufes hinaus vorrangig als Traditionspflege und Teil der Elitenbildung verstanden werden, sind sie hierzulande im 19. Jahrhundert zum Gegenstand einer veritablen Wissenschaft gemacht worden, die nur dadurch ihrem hohen Anspruch genügen konnte, dass sie als reine Lehre von allen praktischen Anforderungen freigehalten wurde. Die Universität und ihre Ausrichtung auf Wilhelm von Humboldts Leitlinien der Einsamkeit und Freiheit, der Einheit von Forschung und Lehre, der Gemeinschaft der Lehrenden und Lernenden und der Bildung durch Wissenschaft war genau der richtige Ort dafür (Schelsky 1971).

Das alte Regime: Soziale und kognitive Schließung

Grundlage der Geisteswissenschaften war ein weitgehend geschlossenes Bildungsbürgertum von Lehrern, protestantischen Pfarrern und Professoren sowie die umfangreiche staatliche Förderung von Schulen, Universitäten, Theatern, Opernhäusern, Orchestern und Museen. Der Kulturstaat sollte nicht weniger als die Wirklichkeit der sittlichen Idee im Sinne Hegels repräsentieren. Auf

¹ Siehe auch Richard Münch: Globale Eliten, lokale Autoritäten. Bildung und Wissenschaft unter dem Regime von PISA, McKinsey & Co., edition suhrkamp 2560, 1. Auflage, 2009, S. 165-178

dieser sozialen Grundlage konnten die Philologien als Verkörperung von Geisteswissenschaft und als spezifisch deutsches Produkt des 19. Jahrhunderts gedeihen und in Wilhelm Diltheys (1883/1968) *Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften* ihre epistemologische Begründung finden. Sie verdankten ihre einzigartige Stellung demnach einer homologen kognitiven und sozialen Schließung.

Tendenzen der Öffnung begleiteten die Entwicklung der Geisteswissenschaften allerdings von Anfang an. Die Abwehr praktischer, von instrumenteller Nützlichkeit geprägter Interessen durchzieht bis heute die Geschichte dieser Disziplinen in Deutschland. Allerdings wurden diese Abwehrkämpfe meist notwendig, weil die Geisteswissenschaften selbst expandierten, nicht weil sie schrumpften oder gar verdrängt wurden. Das gilt bis heute und wird bei den üblichen Klagen über den schweren Stand dieser Disziplinen in einer von Naturwissenschaft, Technik und Wirtschaft beherrschten Welt vollkommen übersehen. Eine erste Welle vermeintlicher Abwehrkämpfe geht einher mit der massiven Industrialisierung des Landes zwischen 1870 und 1914 (Ringer 1969). Es ist zugleich eine Zeit der Expansion der Sekundarschul- und Hochschulbildung. Zu den der klassischen Bildung verpflichteten Gymnasien gesellen sich die Realgymnasien, zu den Universitäten die Technischen Hochschulen. Das bedeutet jedoch keineswegs, dass die Zahl der Schüler an den klassischen Gymnasien und der Studenten an den Universitäten zurückgeht. Sie werden lediglich durch Bildungsstätten ergänzt, die ihren Auftrag anders verstehen, nämlich als Vermittlung technischer, praktisch verwertbarer und ökonomisch nützlicher Fähigkeiten. Mit dem Monopol zur Ausbildung der Lehrer für das klassische Gymnasium haben die Universitäten nach wie vor eine sichere soziale Basis, um die Geisteswissenschaften vor „fremden“, praktischen Anforderungen schützen zu können. Das zeigt sich allein schon an der Dominanz der Fachwissenschaften über die eher stiefmütterlich behandelte pädagogische und didaktische Ausbildung in den Lehramtsstudiengängen.

Die Krise: Soziale Öffnung und kognitive Schließung

Einen wirklichen Einbruch hat die soziale Grundlage der homologen kognitiven und sozialen Schließung erst mit der massiven Bildungsexpansion der siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts erlebt. Die Vielzahl von Universitätsgründungen hat den Geisteswissenschaften einen historisch beispiellosen Ausbau beschert. Mit den Studierendenzahlen sind die Professoren- und Mittelbaustellen innerhalb eines Jahrzehnts um ein Vielfaches gewachsen. Nach dieser ersten Expansion Anfang der siebziger Jahre ist die Zahl der Studierenden in den Sprach- und Kulturwissenschaften nach der Kategorisierung des Statistischen Bundesamtes von 1974 bis 2005 von 76.061 auf 420.554 gestiegen, in den Ingenieurwissenschaften dagegen „nur“ von 136.847 auf 326.491 (Statistisches Bundesamt 1976: 107; 2007: 144). Das etatmäßige Personal ist in diesem Zeitraum allerdings nur von 17.842 auf 19.899 gewachsen; die Betreuungsrelation hat sich also dramatisch verschlechtert, was zwangsläufig zur Auflösung der Gemeinschaft von Lehrenden und Studierenden führen musste (Statistisches Bundesamt 1976: 111; 2007: 149). Die Folge dieser Expansion war, dass die vielen neuen Studierenden nicht mehr ganz überwiegend in den Lehramtsstudiengängen untergebracht werden konnten. Schnell hat sich gezeigt, dass so viele Lehrstellen nicht verfügbar waren. Stattdessen strömten die neuen Studierenden massenhaft in die Magisterstudiengänge. Binnen weniger Jahre hat sich die Verteilung der Studierenden auf Lehramts- und Magisterstudiengänge, die anfänglich bei 80 zu 20 Prozent lag, umgekehrt. Damit ist die soziale Schließung der Geisteswissenschaften beseitigt worden, doch diese Öffnung stand fortan im Widerspruch zur kognitiven Abgeschlossenheit. Soweit dieser Widerspruch nicht durch eine kogni-

tive Öffnung aufgehoben werden konnte, musste er mit hohen Abbrecherquoten und hoher Einstiegsarbeitslosigkeit der Absolventen bezahlt werden.

In der Folge nahm der Druck zu, auch in den Geisteswissenschaften praktisch verwertbare Fertigkeiten zu vermitteln. Einige Pionieruniversitäten haben dementsprechend – immer unter dem Vorwurf des Verrates an der jeweiligen Disziplin – neue Master- und Diplomstudiengänge wie Literaturübersetzen, Literaturvermittlung, Deutsch als Fremdsprache, Journalistik, Interkulturelle Kommunikation, Kreatives Schreiben oder Kulturmanagement eingeführt. Die Kulturwirtschaft wurde als expandierende Branche entdeckt, Japan-, China-, Ostasien- und Islamstudien haben die klassischen philologischen Fächer der Japanologie, Sinologie, Indologie und Islamistik abgelöst. Damit verbunden war eine Abwendung von der geisteswissenschaftlichen Philologie und eine Hinwendung zur Landeskunde und zur Vermittlung kultureller Kommunikationsfertigkeiten, schließlich werden vom Islamexperten in der Nachrichtensendung keine Exegesen religiöser Texte, sondern handfeste Informationen über politische Vorgänge und Hintergründe erwartet.

Die neuen, kaum noch an Geisteswissenschaften im ursprünglichen Sinn erinnernden BA- und MA-Studiengänge ohne disziplinäre Identität stellen jedoch keineswegs ein Art Kolonisation von Gebieten dar, in denen es solche Praxisanforderungen und Verwertungszwänge vorher nicht gab. Sie bringen lediglich eine Entwicklung zu ihrem logischen Ende, die mit der massiven Expansion seit den siebziger Jahren begann. Die geschlossene soziale Welt des Bildungsbürgertums wird nun endgültig von der offenen sozialen Welt der betriebswirtschaftlich geschulten Dienstleister abgelöst. Die neuen Kulturarbeiter sehen sich längst nicht mehr wie die Gymnasiallehrer und der Philologenverband zu Gralshütern des klassischen Kulturgutes Bildung berufen. Vielmehr machen sie ihren „Job“ als Webdesigner, Persönlichkeitstrainer, Kultur-, City- oder PR-Manager.

Krisenbewätigung durch kognitive Öffnung

Mit dieser Hinwendung zur Gegenwart und zur Praxis drangen die Geisteswissenschaften in die ehemaligen Domänen der Sozialwissenschaften vor, was dementsprechend zu ihrer „Versozialwissenschaftlichung“ führte. Damit gaben sie allerdings ihre kognitive Schließung und damit auch den Kern ihrer Identität ein Stück weit auf. Gleichzeitig entstand jedoch – jenseits des Lehrerberufs – ein wachsender Arbeitsmarkt für die Absolventen geisteswissenschaftlicher Studiengänge. Dass diese sich weniger für Goethe & Co. und mehr für Marketing, Personalmanagement und Public Relations interessierten, ist wenig verwunderlich. Gleichwohl wurde der Klage, heutige Germanistikstudenten könnten sich nicht länger für Literatur begeistern und seien es überhaupt nicht mehr gewohnt zu lesen, zur üblichen Begleiterscheinung dieses fundamentalen Wandels. Es ist der Zeitpunkt, zu dem die Doxa (d.h. die herrschende Lehre) des Feldes zur Orthodoxie wurde, die sich nun heftiger heterodoxer (d.h. abweichender) Strömungen und alternativer Entwürfe zu erwehren hatte.

Man kann den in den achtziger Jahren vollzogenen Übergang zum Begriff der „Kulturwissenschaften“ als Ablösung der geisteswissenschaftlichen Orthodoxie durch ein neues Paradigma identifizieren. Eine wichtige disziplinäre Ergänzung der klassischen Geisteswissenschaften stellen dabei insbesondere die aus dem angelsächsischen Sprachraum übernommenen Cultural Studies dar. Mit ihnen wurden die Untersuchungsgegenstände der neuen Kulturwissenschaften jedoch banalisiert. Heute ist es genau so möglich, sich mit der Punk- oder Hip-Hop-Szene oder mit Management- und Verhandlungsstilen zu beschäftigen wie mit der „hohen“ Literatur. Damit waren die alten Geisteswissenschaften im Gewande der neuen Kulturwissenschaften endgültig ih-

res sakralen Kerns beraubt. Diese Profanisierung der kultur- bzw. geisteswissenschaftlichen Praxis hatte zugleich den Verlust ihrer besonderen gesellschaftlichen Wertschätzung zur Folge. Von der elitären Position der wissenschaftlichen Untersuchung gleichsam „heiliger“ Texte und dem damit verbundenen Priesteramt sind sie auf den Boden einer Gebrauchsdisziplin herabgeholt worden, die Fertigkeiten für vergleichsweise banale Tätigkeiten vermittelt.

Einmal auf dieses Gleis gesetzt, gibt es kein Halten mehr. Der Versozialwissenschaftlichung und der Banalisierung ist längst die „Vernaturwissenschaftlichung“ gefolgt. Die Linguistik hat hier den Anfang gemacht, indem sie sich zunehmend naturwissenschaftlicher Methodik bediente. Der Endpunkt dieser Entwicklung ist die explosionsartige Ausbreitung der Neurolinguistik. Dabei geht es immer auch um die Instrumentalisierung für praktische Zwecke und die ökonomische Verwertung zur Erzielung von Renditen. Schließlich können die neurolinguistischen Erkenntnisse mit Erfolg in der Sprachheilpraxis eingesetzt werden. Es geht hier nicht mehr um Hermeneutik als Textauslegung in der Tradition Diltheys, sondern um die instrumentelle Perfektionierung des Menschen im Interesse der möglichst breiten Ausschöpfung des Humankapitals einer Gesellschaft. Mit den neuen Ergebnissen der Neurowissenschaften hofft man etwa die Gehirnströme kriegslüsterner Diktatoren genauso kontrollieren zu können wie jene gewalttätiger Jugendlicher beim Konsum brutaler Filme. Den „vernaturwissenschaftlichten“ Kulturwissenschaften kann dann endgültig niemand mehr den Vorwurf machen, es mangle ihnen an praktischer Nützlichkeit und ökonomischer Verwertbarkeit. Damit hat aber das alte Paradigma der Geisteswissenschaften endgültig abgedankt. Es kommt jetzt tatsächlich nicht mehr darauf an, die Welt nur zu verstehen und zu interpretieren – was Karl Marx in seiner 11. Feuerbachthese den Philosophen des Idealismus vorgehalten hat –, sondern sie durch gezielte chirurgische Eingriffe zu verändern (Ulrich 2007).

Schließlich ist es den neuen Kulturwissenschaften gelungen, in zunehmendem Maße an den Fördertöpfen der DFG zu partizipieren und durch die Volkswagenstiftung sowie die Fritz-Thyssen-Stiftung ihr Forschungspotenzial massiv auszubauen. Von 1972 bis 2006 ist das Jahresfördervolumen der DFG für die Geistes- und Sozialwissenschaften von 39 auf 200 Millionen Euro gestiegen, für die Ingenieurwissenschaften allerdings von 46 auf 308 Millionen (Statistisches Bundesamt 1974: 112; 2007: 159). Der Anteil der geistes- und sozialwissenschaftlichen Fächer liegt heute bei etwa 15 Prozent der Fördermittel. Auch die Exzellenzinitiative hat für die Geisteswissenschaften zusammen mit den Sozialwissenschaften einen Anteil von annähernd 17,5 Prozent der Fördermittel erbracht, d.h. an die 350 Millionen der zwei Milliarden Euro. Von einer Verdrängung der Geisteswissenschaften kann also auch in der Forschungsförderung nicht die Rede sein.

Der Expansionskurs der Geistes- bzw. Kulturwissenschaften hat allerdings seinen Preis: Die Professoren müssen sich an die naturwissenschaftlich geprägten Förderformate anpassen, wenn üppige Summen fließen sollen. Also bewerben auch sie sich vermehrt um interdisziplinäre Forschungszentren, Sonderforschungsbereiche, Forschergruppen und Graduiertenkollegs, um dadurch der Hochschulleitung und sich selbst möglichst hohe Fördersummen zu beschern und im Förderranking der DFG deutlich nach oben zu klettern. Die Graduiertenschulen (sie werden jährlich mit einer Million Euro gefördert), Exzellenzcluster (6,5 Millionen/Jahr) und schließlich auch noch die so genannten „Zukunftskonzepte“ (21 Millionen/Jahr) der Exzellenzinitiative haben der geisteswissenschaftlichen Großforschung eine neue Dimension hinzugefügt. Auf einen Schlag können etwa 4.000 neue Stellen – ganz überwiegend von Doktoranden und Projektmitarbeitern – besetzt werden. Die Tendenz zur praktischen Anwendbarkeit und zur Zusammenarbeit mit praxisnahen Organisationen, etwa der Entwicklungshilfe, ist dabei unverkennbar.

Das neue Regime: Kulturwissenschaften als industrielle Großproduktion

Geisteswissenschaftliche Forschung in solchen Formaten hat nichts mehr mit traditionellem Gelehrtentum oder der peniblen philologischen Arbeit an langjährigen Editionsprojekten zu tun. Auf diesem Wege der Expansion unterwirft sie sich den Gesetzmäßigkeiten des verselbständigten Forschungsmanagements. Es muss kooperiert werden, auch dann, wenn damit lediglich höherer Zeit- und Koordinierungsaufwand, aber kein Erkenntnisgewinn verbunden ist. Im interdisziplinären Verbund geht leicht das Maß für klar geschnittene Fragestellungen, Forschungsprogramme und Methoden verloren. Gelehrte werden zu Managern, die hauptsächlich damit beschäftigt sind, für die Anschlussbeschäftigung ihrer Mitarbeiter zu sorgen. Diese Manager bearbeiten mit ihren Forschungssklaven flächendeckend breit ausgewalzte Programme. Doktoranden arbeiten in großen Promotionsfabriken, Projektmitarbeiter in Großforschungszentren unter dem Diktat eines mühsam koordinierten Programms Detailprobleme ab, mit denen sie sich nur als Sachbearbeiter, aber nicht als zukünftige Gelehrte qualifizieren können. Bei einem Verhältnis von 68 Prozent Mitarbeiterstellen zu 32 Prozent Professorenstellen in diesen Disziplinen ist an einen Aufstieg aus den Projektstellen heraus kaum zu denken. So erzeugt diese Großforschung ihren eigenen erweiterten Personalbedarf, weil niemand mehr ein wissenschaftliches Teilgebiet vollkommen überblickt, geschweige denn beherrscht.

Der Ausbau der kulturwissenschaftlichen Großforschungszentren wird mit großzügiger Finanzierung durch die DFG von einer enormen Vermehrung von Stellen für Projektmanagement, Koordination und Public Relations begleitet: „Jetzt aber [...] braucht man [...] neuartige, hauptamtliche Kommunikatoren für die Exzellenzcluster und ihre zentrale Steuerung – eine Art ungekannten, akademisch gebildeten Organisationsmittelbau.“ (Schloemann 2007). Statt in kreative Köpfe wird in wachsendem Maße in Managementtätigkeiten investiert. Die zwangsläufige Folge ist die Verringerung des Innovationspotenzials. Dabei wäre auch in diesem Bereich die möglichst breit gestreute Förderung vieler kreativer Forscher die bei weitem aussichtsreichere Strategie.

Die beschriebenen Entwicklungen werden zwar gern mit dem funktionalen Argument begründet, zur Bearbeitung komplexer Probleme sei eben auch in diesen Disziplinen Verbundforschung erforderlich; einen Nachweis für diese angebliche Notwendigkeit gibt es allerdings nicht. Dagegen spricht bereits, dass in den geistes- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen, für die vom Centrum für Hochschulentwicklung (CHE) in Gütersloh Daten gesammelt wurden (für Anglistik/Amerikanistik, Geschichte, Erziehungswissenschaft, Soziologie, Betriebswirtschaftslehre und Volkswirtschaftslehre; Berghoff et al. 2005, 2006; Münch 2007: 433-439) kein signifikant positiver Zusammenhang zwischen dem Drittmittelinput und dem Publikationsoutput pro eingesetztem Personal zu erkennen ist. Auch der Ausbau von Großforschungszentren ist deshalb besser durch die Mechanismen der verselbständigten zirkulären Akkumulation von monetärem und symbolischem Kapital als durch deren Produktivität und Kreativität zu erklären (Münch 2009: 148-164). Das Verfügen über monetäres Kapital, etwa in Gestalt eines Sonderforschungsbereiches, gilt dabei per se schon als Qualitätsausweis und somit als symbolisches Kapital, das wieder in die Akkumulation von monetärem Kapital investiert werden kann. Das ist kulturwissenschaftlicher Kapitalismus.

Die im Rahmen der Exzellenzinitiative eingerichteten Exzellenzcluster treiben diese Entwicklung auf die Spitze. Sie bringen unmissverständlich zum Ausdruck, was man tun muss, um unter dem Regime des kulturwissenschaftlichen Kapitalismus den Titel „Exzellenz“ oder „Elite“ zu erringen: Es geht darum, möglichst viel monetäres und symbolisches Kapital anzuhäufen und einen massiven PR-Aufwand zu betreiben. Ob die Großforschungszentren Kreativität und den offenen,

breit gestreuten Diskurs fördern oder nicht, ist (wenn überhaupt relevant) sekundär. Ihr Reichtum ermöglicht es ihnen, viele Gastwissenschaftler einzuladen, die ihnen den Glanz verschaffen, den sie selbst nicht ausstrahlen würden. So werden aus lähmenden Forschungsfabriken internationale Leuchttürme. Mit ihrer Absorptionskraft verschlingen sie all das, was ohne die Kooperations- und Koordinationszwänge solcher Moloche aufblühen und weit mehr Erneuerungspotenzial gewährleisten würde.

Eine weitere Folge dieser Entwicklung ist die systematische Überforschung der Untersuchungsgegenstände, bei der in aller Regel Fragestellungen so breit ausgewalzt werden, dass die Stagnation der Erkenntnisse schon in das Format selbst eingebaut ist. Die Analogie zur Übernutzung einer Gemeinweide durch zu große Rinderherden ist kaum übersehbar. Am Ende ist die Weide abgegrast, und es bleibt nichts mehr für die weitere Beweidung bzw. Forschung übrig. Angesichts dessen, was schon alles zu den „kulturellen Grundlagen gesellschaftlicher Integration“ oder den „normativen Grundlagen sozialer Ordnung“ erforscht worden ist, ist nicht abzusehen, welche revolutionären Erkenntnisse die entsprechenden, mit 6,5 Millionen Euro pro Jahr geförderten Exzellenzcluster hervorbringen könnten. Solche Leistungen werden immer von einzelnen Personen erbracht; man kann sie nicht mittels Großinvestitionen erzwingen, schließlich ist es dem Zufall überlassen, wo dieser Durchbruch erfolgt. Die Manager der Großforschungsunternehmen werden durch ihre bürokratischen Pflichten jedenfalls eher an der Produktion spektakulärer Erkenntnisse gehindert.

Während man im Rahmen naturwissenschaftlicher Großprojekte darauf eingestellt ist, dass viel Geld investiert werden muss, um kleine Fortschritte zu erzielen, wird man sich bei den neuen Kulturwissenschaften daran erst noch gewöhnen müssen. Dies gilt insbesondere, da es in diesen Disziplinen überhaupt keinen Erkenntnisfortschritt im Sinne der Naturwissenschaften gibt. Der ganze Aufwand führt lediglich zu mehr, keinesfalls zu besserem Wissen, und dadurch stellt sich unweigerlich das Gefühl der Übersättigung ein. Die Publikationen geistes- und sozialwissenschaftlicher Sonderforschungsbereiche sprechen davon buchstäblich Bände. Sie sind ein Vorgeschmack auf das, was die neuen Exzellenzcluster in noch größerem Umfang hervorbringen werden: Fließbandforschung mit kaum erkennbarem Neuigkeitswert. Schließlich gibt es in den Geistes- und Kulturwissenschaften keine positiven Skaleneffekte, wie man sie von der industriellen Massenproduktion kennt. Sie sind stattdessen darauf angewiesen, dass an vielen Standorten selbständig geforscht wird, um sich in einem breiten Diskurs erneuern zu können.

Erkenntnisse, die dem Niveau eines traditionellen geisteswissenschaftlichen Werkes entsprechen, sind von dieser industriellen Forschung nicht zu erwarten. Es dominieren stattdessen der Forschungsbericht, die standardisierte Abarbeitung der Programme in Dissertationen und der Sammelband. Besonders erfolgreich in der Einwerbung von Drittmitteln sind solche Großforschungsprogramme, wenn sie sich mit der boomenden Neurowissenschaft zusammentun. Von einem Exzellenzcluster „Languages and Emotions“ lernen wir dann vielleicht, welche Gehirnzellen bei Schießereien und welche bei zärtlichen Liebesszenen auf der Leinwand oder auf dem Fernsehschirm bei den Probanden aktiviert werden. Der praktische Nutzen besteht dabei darin, dass wir immer genauer wissen, wie das gesellschaftliche Zusammenleben durch medikamentöse Behandlung der potenziell gefährlichen Menschen „gesteuert“ werden kann.

Das Jahr der Geisteswissenschaften: Der König ist tot, es lebe der König!

Nein, die Geisteswissenschaften sind nicht von Naturwissenschaft, Technik und Wirtschaft verdrängt worden. Sie sind vielmehr Opfer ihres eigenen Erfolges geworden. Sie haben sich in einem

Ausmaß ausgebreitet, dass sogar über einen Mangel an Ingenieuren und Naturwissenschaftlern geklagt wird, während die Zahl der Studierenden und Absolventen der Kultur- und Geisteswissenschaften von Jahr zu Jahr neue Rekorde erreicht. Dasselbe gilt für die Beschäftigung ihrer Absolventen auf dem expandierenden Arbeitsmarkt der Kulturwirtschaft. In diesem Sinne sind diese Disziplinen ein florierendes „Unternehmen“ im wahrsten Sinne des Wortes geworden. Diese Expansion war nur auf dem Weg der Abkehr von der sozialen und kognitiven Schließung und der sozialen und kognitiven Entgrenzung sowie des beschriebenen Identitätswandels von „Geistes-“ zu „Kulturwissenschaften“ möglich. Unter dem Regime des akademischen Kapitalismus ist die Akkumulation von Forschungskapital in Großprojekten zum Selbstzweck und zur maßgeblichen Legitimationsgrundlage der Kulturwissenschaften geworden. Die alte philologische Orthodoxie führt nur noch ein Nischendasein. Dass sich nicht alle Geisteswissenschaftler dieser neuen Doxa beugen wollen, führt zu dem merkwürdigen Phänomen, dass der Wissenschaftsrat und die DFG unter Schlagworten wie „freie Zeit“ und „Opus magnum“ von entsprechenden Kommissionen Förderrichtlinien für eine am alten Gelehrtenmodell orientierte Wissenschaft erarbeiten lassen, während sie im Rahmen der Exzellenzinitiative das neue Modell der kulturwissenschaftlichen Großforschung massiv vorantreiben.

Beim aktuellen Stand der Dinge muss man davon ausgehen, dass es der alten Orthodoxie nicht gelingen wird, ihre Nische noch einmal zu verlassen. Ihr fehlen schlichtweg die Grundlagen (d.h. die ehemalige soziale und kognitive Schließung), um aus einer marginalisierten Position heraus das neue Paradigma anzugreifen. So gesehen, haben wir im Jahr 2007 eine Wissenschaft gefeiert, die es fast gar nicht mehr gibt. In der modernen Mediengesellschaft ist alles möglich: Man kann Dinge feiern, die längst verschwunden sind. Das Event wird zum Selbstzweck. Und an geisteswissenschaftlichem Eventmarketing herrschte in diesem Jubeljahr wahrlich kein Mangel. Dabei könnte man das Jahr der Geisteswissenschaften auch als „Begräbnis erster Klasse“ bezeichnen. Einen Leichnam, der seine Existenz einmal der Sakralisierung durch die Distanz zu allem Kommerziellen verdankte, erweckt man nicht zum Leben, indem man ihn auf dem Marktplatz ausstellt. Aus der Sicht der Modernisierer heißt es aber: „Der König ist tot, es lebe der König!

Literatur

- Berghoff, Sonja, Gero Federkeil, Petra Giebisch, Cord-Dennis Hachmeister, Mareike Hennings und Detlef Müller-Böling 2005: Das CHE-Forschungsranking deutscher Universitäten 2005. Arbeitspapier Nr. 70. Gütersloh: Centrum für Hochschulentwicklung
- Berghoff, Sonja, Gero Federkeil, Petra Giebisch, Cord-Dennis Hachmeister, Mareike Hennings und Detlef Müller-Böling 2006: Das CHE-Forschungsranking deutscher Universitäten 2006. Gütersloh: Centrum für Hochschulentwicklung
- Dilthey, Wilhelm 1883/1968: Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften. In: Gesammelte Schriften, Bd. 7. Stuttgart: Teubner
- Münch, Richard 2007: Die akademische Elite. Zur sozialen Konstruktion wissenschaftlicher Exzellenz. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Münch, Richard 2009: Globale Eliten, lokale Autoritäten. Bildung und Wissenschaft unter dem Regime von PISA, McKinsey & Co. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Ringer, Fritz 1969: The Decline of the German Mandarins. The German Academic Community, 1890-1933. Cambridge, MA: Harvard University Press

- Schelsky, Helmut 1971: Einsamkeit und Freiheit. 2. erw. Aufl.. Düsseldorf: Bertelsmann Universitätsverlag
- Schloemann, Johann 2007: „Die Kommunikatoren. Ihr Jahr ist um – was machen die Geisteswissenschaften jetzt?“, in: Süddeutsche Zeitung 63, Nr. 286 vom 12. Dezember 2007, S. 11
- Statistisches Bundesamt 1974: Statistisches Jahrbuch für die Bundesrepublik Deutschland 1974. Stuttgart: Kohlhammer
- Statistisches Bundesamt 1976: Statistisches Jahrbuch für die Bundesrepublik Deutschland 1976. Stuttgart: Kohlhammer
- Statistisches Bundesamt 2007: Statistisches Jahrbuch für die Bundesrepublik Deutschland 2007. Wiesbaden: Statistisches Bundesamt
- Ulrich, Gerald 2007: „Psychotherapie unter den Auspizien der Naturalisierungsförderung“, in: Journal für Psychologie 15 (3). Online verfügbar unter:
<http://www.journal-fuer-psychologie.de/jfp-3-2007-7.html> (Stand: 20.11.2008)

[10.09.09]

Anschrift des Autors:

Prof. Dr. Richard Münch
Universität Bamberg
Lehrstuhl Soziologie II
Lichtenhaiderstr. 11
D – 96045 Bamberg